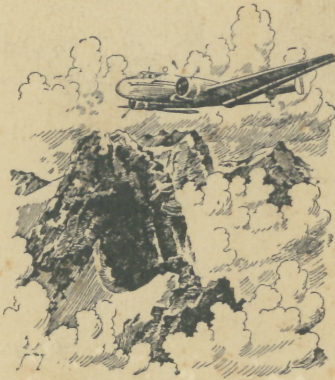


Gustav Renker

Slug
ins Schicksal



Reclam

Flug ins Schicksal

Novelle von

Gustav Renker

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Vom gleichen Verfasser

erschien in der Romanreihe des Neclam-Verlages:

Fünf Männer bauen einen Weg

Ein Alpenroman

Alle Rechte vorbehalten

Neclam-Druck. Printed in Germany 1940

Aus dem Goethehaus bin ich geradewegs zum Flugplatz gefahren. Aus einer Welt in eine andere! Nicht der zeitliche Unterschied hat mich ergriffen, das Nebeneinander von Biedermeiermöbeln und laufendem Motor. Daran gewöhnt man sich hier in Frankfurt ebenso schnell wie in Nürnberg oder anderen Städten feierlicher Vergangenheit. Von Fachgiebelhäusern und winkeligen Gassen zum Kraftwagen und Flugzeug ist für uns Menschen von heute längst eine unsichtbare Brücke gebaut, über welche wir gedankenlos hinschreiten.

Aber das war es: ich stand vor dem Schreibtisch, darauf der „Faust“ geschrieben wurde, und eine halbe Stunde später vor einer riesigen Maschine, die Wirklichkeit eines faustischen Traumes ist. Es sind nur Außerlichkeiten, die beide trennen, und in Wirklichkeit sind wir die gleichen geblieben und es hat sich nichts geändert. Wir haben unsere große Sehnsucht in die Gestalt von stählernen Motoren und tragenden Schwingen gebannt. Unser Geschlecht ging durch die Jahrtausende mit ausgestreckten Händen nach einem Ziel, und heute fliegt es nach dem gleichen, fernen Punkt, der Lichtjahrtausende entfernt wie ein heller lockender Stern über uns steht.

Ab Frankfurt 12 Uhr 30 — an Mailand 15 Uhr 05.
Ich werde ganz gemächlich den Zug nach Genua erreichen, und es wird noch Tageslicht sein, wenn ich an

Aber man erhascht sehr rasch solche flüchtige Begriffe und Vorstellungen von Leuten, die man nicht kennt, und bedient sich dann ihrer. Der Mann ist nun für mich der „Agent“, sowie der Dicke ein Edamer Käsehändler. Denn Holländer ist er wirklich, das zeigt mir ein flüchtiger Blick auf seinen Paß bei der Kontrolle. Hinter ihm sitzt die Marchesa — so sieht die alte, gepflegte Frau mit der Spitzenrüsche um den Hals und dem Siegelring am Finger aus.

Und das dort ist der „Wilderer“ — lustig, wie mir die Namen zuflogen, die natürlich Unsinn sind! Er hat ein braunes Gesicht mit einer großen Adlernase, scharfe, willensstarke Züge und blitzende Augen. Die Schläfen sind grau, aber ich möchte dem Manne allerlei Kühnes, entschlossenes Tun zutrauen. Dazu ist er betont sportlich gekleidet, und so habe ich mir immer die Wilderergestalten Ganghofers vorgestellt. Ich wäre enttäuscht, wenn er nicht oberbairisch sprechen würde, und doch wird er es wahrscheinlich nicht tun.

Da schief vorne sitzt einer, für den ich keinen Namen habe, weil alles an ihm lieb und rührend ist. Er ist noch jung, aber sein Gesicht ist traurig, auch wenn er fröhlich sprechen will. Und das muß er immer wieder tun, denn auf den Knien hält er ein etwa fünfjähriges Mädchen, und das zwitschert und plappert unaufhörlich. Es ist so leicht zu raten, was er ist, denn er trägt am Armel einen schwarzen Flor, und der Ehering sitzt ihm an der linken Hand. Wenn ich mir denke „der Witwer“, so ist darin nicht der leichte Spott der anderen Namen, sondern ein tiefes Mitleid.

Das Kind fragt so laut, und ich meine, es müsse ein Schauern durch den ganzen Raum gehen: „Wenn wir recht hoch fliegen, Vati, ganz hoch, sehen wir viel-

leicht doch durch ein Himmelsfenster, und die Mutti guckt heraus?“

Er sagt gequält: „Ja, ja, vielleicht, du mußt halt recht fest schauen, Hannerl.“ Er ist ein Süddeutscher.

Der „Major“ sitzt steif wie ein Ladestock, alles an ihm ist in Achtungstellung: der hochgezwirbelte Schnurrbart, die Bürstenhaare, die an den Leib gepreßten Arme. Man möchte ihm zurufen „Ruht!“, damit er den Körper entspannt. Ich bin neugierig, wie lange er so dastehen wird.

Dann ist da der „Fischkopf“, ein schwammiger Jüngling mit Sommersprossen und mit wässerigen, vorquellenden Augen wie bei einem Karpfen. Er ist übertrieben elegant gekleidet und am rechten Handgelenk trägt er ein goldenes Armband. In einer Wolke von Wohlgeruch, der sich aufdringlich im ganzen Raum verbreitet, sitzt die „Sünde“. Sie ist blaß, weil sie viel Puder aufgelegt hat, die Augenbrauen sind schwarz gezogen, die Lippen wulsten knallrot wie bei einem Neger, und die Fingernägel sind natürlich gleichfalls rot. Sie hat gewiß großes Gepäck mit der Bahn aufgegeben; über ihr im Netz liegt nur ein Koffer und darauf steht „Radio Harmonie“. Also ein Reiserundfunk — als ob uns die Ätherwellen, laut geworden, nicht schon überall hin verfolgen würden! Ich kann mir vorstellen, daß die Frau in ein mondänes Seebad reist und das herrliche Ewigkeitslied der Wellen mit Jazzmusik übertönt, die aus dem neben ihrem Strandkorb stehenden Kofferradio erklingt.

Die Sitze sind in zwei Reihen hintereinander, durch die Mitte geht der Gang und ganz im Hintergrund ist ein kleiner Schrank, vor dem wartend die Stewardess steht. Sobald wir in der Luft sind, wird

deutlich in deinen graublauen Augen, daß ich lachen mußte.

Es sind ganz dunkelbraune Augen, die mich ansehen. Und der Koffer lastet noch immer auf dem Schoße. Ob diese aus langen Jahren zurückgekehrte Kenate glaubt, daß ich ihr helfen könnte, weil sie mich so ansieht? Es ist auch gar nicht schwer: ich stehe auf, lange über sie hinauf nach Mantel und Hut und lege beide dem verblüfften „Fischkopf“ auf die Knie. „Sie haben den Gepäckplatz der Dame belegt.“

Er versteht nicht, weil die Motoren lärmen, und legt die Rechte muschelnd hinters Ohr. Ich kümmere mich weiter nicht um ihn, sondern hebe das Kofferlein an seinen Platz.

„Ich danke sehr, mein Herr!“

Darauf habe ich gewartet und die wenigen Worte, die mir zukamen, genau aufgefangen. Die Stimme ist dunkler als jene Kenates, sehr voll und schwingend wie ein Cello. In der Aussprache waren zwei Eigentümlichkeiten — das *k* des „danke“ scharf und eckig und das *h* des „Herr“ fast unausgesprochen, verkümmert.

Sie ist gewiß eine Italienerin.

Und so ist Kenate wieder zu mir gekommen, wie sie damals war, das Mädchen Kenate vor zehn Jahren. Das ist gewiß Zauberei — ich habe sie ja nicht einsteigen sehen, plötzlich war sie da, das Flugzeug schwebte schon über den Hangardächern. Es hat die Erde verlassen und mich in der Zeit zurückgeführt. Ich bin gar nicht der Komponist Kurt Ahrens, der heute einigermaßen berühmt ist, sondern der Kapellmeister, der armselige, und sitze in der Konditorei Poppe neben dem Kleinstadtmädel, in einer Nische, denn die Leute

dürfen das nicht sehen. Heute abend muß ich einen Operettenschmarren dirigieren.

„Aber warte nur, Kenate, ich arbeite an einer Oper. Wenn die aufgeführt wird, dann . . .“

Wir drücken uns die Hände, die schon die ganze Zeit ineinanderliegen auf der Marmorplatte, und glauben an das große Glück, das plötzlich so märchenhaft erscheinen wird wie der silberne Schwanenritter.

Das fliegende Schiff hat mich so weit zurückgeführt, und ich weiß nicht, wie lange der Flug gedauert hat. Ich bin einmal erwacht, weil die Leute den Namen einer großen Stadt riefen, über deren regenglänzende Dächer wir hinstrichen.

Ich sehe auf und sehe in Kenates Antlitz. Ja, es ist das gleiche, ob man es von der Seite oder von vorne erblickt. Die dunkleren Augen stören gar nicht; mir ist, als sei es die Zeit, die sie gewandelt hat. Das Haar fällt wie damals in weichen, schwingenden Wellen um das zarte Gesicht, und sein Schatten macht die Augen noch tiefer und geheimnisvoller.

Sie mag mein Staunen anders gedeutet haben. Sie lacht und sagt: „Ja, das geht rasch.“ So undeutlich ich die Worte auch hören kann — ich lese sie von den Lippen ab.

„Wir sind schon in der Schweiz“, sagt jemand.

Ein dampfendes, graues Einerlei rutscht unter den Tragflächen hinweg — der Bodensee. Die Landschaft wird anders, trotz dem grauen Tag blank und geschleckt. Eisenbahnen kriechen elektrisch und doch scheinbar so langsam dahin, und die Dächer der Kraftwagen blitzen im Regen frisch gewaschen wie die Flügeldecken neugeborener Mistkäfer.

Die Stewardess serviert. Der Edamer Käsehänd-

„Jetzt dürften wir über Arosa sein“, knüpfe ich neuerdings an.

Doch man sieht nichts als die weißen, tausenden Streifen der vorüberfliegenden Schneeflocken. Wir sind in dichte Schleier gehüllt, wir treiben in einem Brausen und Dampfen dahin, als gäbe es kein festes Land, sondern würde dieses erst aus dem brodelnden Chaos geboren. Wir sind ein winziger Planet, ein Asteroid, das mit seiner lebendigen Fracht durch das gärende Nichts gleitet. Es ist so schwer vorstellbar, daß es einige tausend Meter unter uns Dörfer, Häuser, Menschen und feste, sichere Erde gibt. Dieses Gefühlsein von der großen Mutter, dieses Alleinsein im Raum ist es wohl, was vielen das Fliegen trotz aller Sicherheit, welche die Technik gibt, noch so fremd, ja gefährvoll scheinen läßt. Wir werden uns erst da oben bewußt, daß wir Kinder der Erde sind, und sehnen uns nach ihr zurück.

Draußen klirrt etwas, hell und gläsern. Gleich darauf noch einmal, dann ein kurzes Prasseln.

Wir hat sich eine kalte Faust ums Herz gelegt und preßt es zusammen, denn ich weiß, was das war: Eis! An den Luftschrauben bilden sich Eisstücke, die zeitweise abgeschleudert werden.

Gleichmäßig arbeiten die zwei Motoren. Oder — ist nicht doch ein anderer Klang darin?

Ich habe das seltsame Gefühl, nicht mehr zu wissen, wo oben und unten ist. Dann wieder glaube ich, daß sich die Nase des Flugzeuges senkt, daß der Pilot nach unten stößt. Hier in den Bergen?

Wieder klirrt es, prasseln unsichtbare gläserne Scherben in das Nichts hinaus.

Es ist, als ob sich eine Verlagerung des Gleich-

gewichtes vollziehe, die Maschine geht nach unten. Ich sehe hinaus auf die Tragflächen, um die Flügelkanten hat sich ein Eispanzer gelegt.

Und dann fällt mir etwas ein: Wieviel Uhr ist es denn eigentlich?

Wenn ich jetzt auf die Uhr sehe, dann werde ich wissen, ob alles gut geht oder ob etwas nicht stimmt.

Nun bin auch ich feige: ich wage es kaum, den entscheidenden Blick zu tun. Langsam, ganz langsam führe ich die Hand mit der Armbanduhr hoch — schaue — um Gottes willen, es ist drei Uhr vorbei! Wir sollten schon seit einer Viertelstunde in Mailand sein.

Kenate hat mich beobachtet, nun hebt auch sie ihre Hand.

Ich weiß nicht, was ich tue — ich packe diese Hand und halte sie fest. „Es ist zwei Uhr vorbei!“

Sie sieht mich an, und ihre Augen werden ganz groß. „Nein, es ist später.“ Sie sagt es so, daß nur ich es höre. „Ich weiß es, Sie sind erschrocken, als Sie auf Ihre Uhr sahen. Wo sind wir?“

Ich zucke die Achseln, und dann fällt mir etwas ein: „Er wird zurückfliegen, wir werden in Zürich landen.“

Aber ich glaube es nicht. Wenn das der Fall wäre, müßten wir längst auf dem Flugplatz von Dübendorf sein.

Und wir fliegen weiter, immer weiter. Ich wage es nicht mehr, auf die Uhr zu sehen.

Wir haben die Erde verloren, wir sind verirrt im leeren Raum.

Und diese Menschen, alle diese armen Menschen wissen nichts davon. Kenate ahnt es, weil sie meinen Blick nach der Uhr gesehen hat. Aber meine Lüge, daß

Aber ich habe es erkannt, das waren Felsen.

Der „Major“ ist's, der fragt: „Was war das?“

Die Stewardess soll antworten, will antworten, aber nur ein Krächzen kommt aus ihrem Munde.

Und nun geschieht in mir etwas, das ich nicht verstehe, das vielleicht gar nicht von mir ist. Vielleicht ein fremder Wille, der außer mir ist, aber für mich denkt. Als gäbe es wirklich die Schutzengel des abendstillen Kindergebetes!

Ich schnelle aus dem enggepreßten Sitz auf, in den Mittelgang, reise mit einem Griff Kenate hoch und an mich.

Wie eine Puppe hängt sie in meinen Armen. Durch das Flugzeug geht ein Rütteln und Stößen, als arbeite dort hinter der verhängten Glasstüre noch einmal der Pilot mit letzter Verzweiflung, die Maschine hochzureißen.

Aus dem Grau stößt eine weiße Fläche hervor, hell, so hell, daß man glauben könnte, Sonne liege darauf. Aber es ist nur die Helle nach den endlos langen, dunklen Wolken, ein mattes, perlmutterschimmerndes Weiß. Wie ein Trichter, wohlgefüllt mit flaumiger Watte, tut es sich auf.

Himmel und Erde stürzen in ungeheurem Krachen zusammen.

Und dann ist Nacht, lange, lange Nacht.

*

Es ist sehr schön, im Hause von Tante Marie krank zu sein. So schön, daß ich es mir als Bub eigentlich als Zugabe zu den Ferien bei der Tante geradezu gewünscht habe. Nicht lange, ein, zwei Tage nur, damit nichts von der herrlichen Freiheit verlorengeht!

Aber daß ich nun als Mann bei Tante Marie krank geworden bin, das ist doch komisch. Wie bin ich denn überhaupt hierher gekommen auf den Belpberg? Ich kann mich nicht erinnern, an gar nichts kann ich mich erinnern. Wird wohl ein Autounfall gewesen sein? Aber wie denn?

Wenn ich nur wüßte!

Ah ja, ich habe da eine Uraufführung in Bern gehabt — die Kantate; sehr schön war es, wirklich! Und am andern Tag mußte ich doch Tante Marie besuchen und den Belpberg, wo ich als Bub frohe Tage erlebt habe.

Harald hat mich in seinem Wagen hinausgeführt. Und hinter Muri ist dann das blöde Holzfuhrwerk gekommen und hat uns ganz an die Seite gedrängt, an den Straßenstein — krach, bumm! Wir sind im Graben gelegen, und Haralds Wagen hatte den Kühler eingedrückt und die Vorderachse gebrochen.

Die Tante hat die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, wie sie die Geschichte gehört hat.

„Ach, Kurt! Was hätte da alles passieren können! Daß ihr jungen Leute auch immer mit den Automobilen fahren müßt! Wärest mit der Bahn gefahren und hättest von der Station aus einen Wagen genommen! Einmal wirst du etwa noch fliegen!“

Die Tante ist eben schon alt und kann sich an vieles nicht mehr gewöhnen.

Fliegen auch? Herrgott, ich bin doch geflogen! Wie war denn das? Zur Tante auf den Belpberg?

Dort können doch Flugzeuge nicht landen.

Und dann — jetzt gibt es mir plötzlich einen Miß — die Tante ist doch schon tot, schon lange tot. Bald

nach diesem Besuch ist sie gestorben. Wann war denn das?

Die Uraufführung der Kantate! Das war ja eines meiner Erstlingswerke.

Aber wie komme ich denn in das Gastzimmer am Belpberg? Bin ich überhaupt dort? Ich sehe nur die Sterne, Monde und Sonnen der Tapete, und sie tanzen durcheinander — so habe ich sie immer gesehen, wenn ich Fieber hatte.

Ich glaube, ich sehe überhaupt nichts. Ich habe die Augen zu, sie sind wie verklebt. Wenn ich sie nur aufbringen könnte!

Wie der Wind saust! Ja, der Berg steht wie ein Block über dem Tal, da rennt der Sturm gewaltig an. Und kalt ist es — auf einmal fühle ich das! So kalt!

Ich bin also ganz woanders, und es ist irgend was geschehen. Ob ich zerbrochen bin? Vielleicht liege ich in Gips eingewickelt. Ich will kein Krüppel sein — dann lieber . . .

Ich muß mich aufreißen, ich muß!

Und diesen Kleister, diesen Papp vor den Augen wegwischen, lösen!

Ich kann die rechte Hand heben. Gott sei Dank! Die Hand, mit welcher ich Noten schreibe, die ist gesund! Ich kann mir damit die Augen reiben.

Und sehe ich . . . was ist das für ein dunkles Gewölbe, das über mir ist? Wie ein Keller!

Hie und da sprüht mir Nasses ins Gesicht.

Mein, das ist kein Keller — wenige Schritte unter dem Dach ist freier Raum, eine milchweiße, unruhig brodelnde Helle.

Ein Mensch steht dort — kommt auf mich zu. Er hat gesehen, daß ich mich bewegt habe.

„Wie geht's, wie fühlen Sie sich?“

Da bricht mit furchtbarer Klarheit wie ein greller Scheinwerferstrahl die verlorene Erinnerung in mein Hirn. Ohne jeden leisen Übergang bin ich aus Tante Marias Gaststube in die Gegenwart getreten. Ich brauche mir gar nicht zurechtzulegen, wie alles war, sondern weiß jede kleinste Einzelheit.

Nur die Zeit, die weiß ich nicht — wie lange ist es her?

Das ist der „Wilderer“. Er steht in seiner breiten Kraft und Ruhe vor mir, es ist ihm nichts geschehen. Also wohl auch den anderen nichts — wir haben einfach auf einem Gletscher eine harte Landung gehabt, und dabei habe ich mich angeschlagen, ein wenig das Bewußtsein verloren.

Ich recke und dehne die Glieder — es ist alles ganz. Nur im Kopfe ist ein wüstes Brummen.

Ich bin ganz gesund — also wird auch Renate nichts geschehen sein. Ich habe sie ja im Augenblick des Aufpralles aus dem Sitz gerissen. „Renate!“ Ohne eigentlich zu wollen, habe ich den Namen gerufen.

Ich richte mich auf und sehe, daß ich auf einem Lager geruht habe, welches aus verschiedenen Kissen zusammengestapelt wurde. Sie sind mit grünem Samt überzogen.

Grüner Samt — das waren doch die Sitze des Flugzeuges! Langsam beginne ich zu begreifen. Ich sehe nun alles ganz deutlich: wir sind unter einem Felsüberhang in einer nach vorne offenen Höhle. Der Sturm treibt manchmal ganze Schwaden von Schnee